



DER MITTELPUNKT DER WELT MARTIN MULSOW

Martin Mulsow ist Professor für Wissenskulturen der europäischen Neuzeit an der Universität Erfurt und Direktor des Forschungszentrums Gotha. Er hat Philosophie, Germanistik und Geschichte in Tübingen, Berlin und München studiert, wo er 1991 bei Dieter Henrich promoviert wurde. Nach der Habilitation 2000 war Mulsow Leiter eines Teilprojekts im SFB „Pluralisierung und Autorität“, bevor er 2005 als Professor für Geschichte an die Rutgers University, USA berufen wurde. 2008 wechselte er nach Erfurt. Mulsow war Member des Institute for Advanced Study in Princeton (2002/03), Gastprofessor an der École des hautes études en sciences sociales in Paris (2005) und Member des Center for Theological Inquiry in Princeton (2007/08). Er ist ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und Träger des Akademiepreises der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften 2011. – Adresse: Forschungszentrum Gotha der Universität Erfurt, Postfach 100561, 99855 Gotha.
E-mail: martin.mulsow@uni-erfurt.de

Als ich im September ankam, gab es schon einige Bekannte, die mich herzlich begrüßten: Reinhart Meyer-Kalkus, Georges Khalil, Wolf Lepenies. Die Mitarbeiter des Wiko waren schnell vertraut, den Ort kannte ich. Und jetzt? Die Wohnung in der Villa Jaffé beziehen, mit ihrer riesigen Deckenhöhe, den großen Fenstern auf das helle oder auch tiefdunkle Grün draußen, und die Stille und Abgeschlossenheit genießen. Nur der Schreibtisch und ich, sonst nichts. Zunächst galt es für einige Zeit, alte Schreibverpflichtungen wegzuarbeiten. Ein Aufsatz über die Mysterien von Eleusis in der Interpretation zweier Aufklärer des späten 18. Jahrhunderts stand am Anfang; dann kamen einige andere

kleine Sachen. Und zu schreibende DFG-Anträge, denen ich auch durch den Umzug nach Berlin nicht entkommen war. Immerhin war die Thematik reizvoll: Hofkultur und Wissen, am Beispiel von Gothaer Gelehrten um 1700. Damit hatte ich mich die letzten zwei Jahre beschäftigt und musste nun meine eher locker gestrickten Ausführungen in dichte Antragsprosa umgießen, Fragestellungen formulieren und den Wegen eines melancholischen Hofjuristen folgen, der die Tage im staubigen Archiv verbracht hatte, sich aber abends ein Theologengewand überstreifte und dicke lateinische Wälzer über Bußriten im Frühchristentum schrieb. Mich beschäftigte – und beschäftigt – das Doppelleben dieses Mannes, seine zweigeteilte Arbeitsökonomie, und sein für einen Lutheraner so ganz und gar untypisches theologisches Profil.

Doch das war ja gar nicht mein eigentliches Projekt. Das bestand darin, ein Buch über „Islamisches Christentum“ zu schreiben, über heimliche Begegnungen zwischen christlichen Antitrinitariern und Moslems. Dazu gab es hier in Berlin beste Voraussetzungen. Direkt einen Stock unter mir war das Projekt „Der Nahe Osten in Europa – Europa im Nahen Osten“ angesiedelt und da gab es Gesprächspartner genug, die mir Hinweise auf arabische Quellen und Denkweisen geben konnten. Denn ich hatte das Buch als Abenteuer für mich angelegt, als einen Weg, der mich von der mir vertrauten Zeit des späten 17. Jahrhunderts aus rückwärtsführen sollte, bis ins arabische Mittelalter. Ich hatte bereits größere Skizzen zum Hugenotten Aubert de Versé und seinem hasardeusen Treffen mit dem marokkanischen Botschafter in London; damit wollte ich beginnen, und dies baute ich aus. Und ich hatte einige halbfertige Texte zum Heidelberger Theologen Adam Neuser, der zum Trinitätsgegner geworden war und schließlich als Moslem in Istanbul endete. Ich konzentrierte mich vor allem auf diesen Fall und arbeitete meine Texte aus. Neuser hatte als Spion gearbeitet und er hatte in seinen Aufzeichnungen eine Geheimschrift benutzt, die ich entschlüsselte. Das war faszinierend, aber die Faszination trug mich nicht, wie ich gehofft hatte, weiter zurück zu anderen Kapiteln, in tiefere Zeitschichten vor der Neuzeit.

Im Laufe des Winters schob sich stattdessen mehr und mehr ein anderes, neues Projekt in den Vordergrund. Ich hatte im Sommer in einem winzigen Archiv in Thüringen die Notizbücher des großen Numismatikers Andreas Morell entdeckt, eines Zeitgenossen und Freundes von Leibniz. Und nicht nur die Notizbücher voller faszinierender Zeichnungen, sondern sogar ganze Kästen von Münzabdrücken aus getrocknetem Fischleim. Das war zunächst nur kurios, doch dann übte das Material zunehmend seinen Sog auf mich aus. Wie hatte dieser Mann gearbeitet? Wie hatte er seine tausenden von Notizen

und Zeichnungen sortiert, wie wollte er damit die antiken Münzen klassifizieren, zu denen er Zugang hatte? Als Lorraine Daston mich einlud, im Januar darüber in Oxford zu sprechen, war das ein Anlass, erste Überlegungen anzustellen. Es folgte eine Reise nach Dessau, wo ich – nach detektivischem Suchen – die Reste der Bibliothek entdeckte, mit der Morell gearbeitet hatte. Es war eine Reise zwischen Bangen und Hoffen. Ich weiß noch, wie ich jubiliert habe, als mir die Entdeckung gelungen war, und wie sehr es mich dann enttäuschte zu erfahren, dass neunzig Prozent der Bücher bei den Luftangriffen des Zweiten Weltkriegs vernichtet worden waren. Aber immerhin: zehn Prozent waren tatsächlich noch da. Und weitere Reisen ließ mich das Projekt machen, das nach und nach zu einem Buchprojekt wurde: Ich fuhr nach Bern und sah mir in den Katakomben des Historischen Museums ein Ölporträt Morells an, das bisher völlig unbekannt war. Sein einziges authentisches Porträt. Mir ist diese biografische und persönliche Dimension immer wichtig, sie treibt mich an, auch wenn am Ende die Münzzeichnungen die Helden des Buches sein sollen, nicht die Person.

Die Herausforderung, die das Morell-Buch für mich darstellt, liegt nicht nur darin, mich mit der Münzkunde auf ein fremdes Terrain zu wagen (das mag ich; Carlo Ginzburg hat einmal gesagt, neue Felder sind für ihn wie Skifahren im Neuschnee), sondern auch einen neuen Darstellungsstil zu finden. Wie lässt sich ein biografischer Rahmen mit Erzählungen über Münzen und Analysen des Zeichenstils verbinden, ohne trocken zu werden? Wie bekomme ich eine persönliche Note in die Geschichte, ähnlich wie Edmund de Wall mit seinem „Hasen mit den Bernsteinaugen“, den ich in Berlin las? Gern hätte ich darüber noch mit anderen Fellows geredet, aber ich war noch nicht so weit.

Und noch eine weitere Thematik hat mich in diesem Jahr beschäftigt – und beschäftigt mich immer noch. Das ist die Frage, wie sich meine Disziplin, die frühneuzeitliche Ideengeschichte, entprovinzialisieren und globalisieren lässt, ohne dabei an Seriosität zu verlieren. Mein eigenes „islamisches Christentum“-Projekt war dabei für mich ein Beispiel: Viel mehr als bisher gewohnt sollten wir Geisteswissenschaftler, so glaube ich, uns auf eine Zusammenarbeit mit anderen Forschern aus anderen Gebieten (wie etwa der Arabistik) einlassen. Das Wiko ist dafür natürlich der geeignete Ort. Aber ich möchte noch weiter gehen: Langfristige Dialoge und gemeinsam verfasste Artikel und Bücher wären anzustreben, und Konferenzen, bei denen Tandems, keine einzelnen Redner, auftreten. Ich habe im Frühjahr die Früchte der Zusammenarbeit, die ich vor mehreren Jahren mit dem Islamwissenschaftler Kevin van Bladel hatte, aufbereitet, anlässlich einer Tagung in Münster, wo ich über die Idee von „Präadamiten“ vom sassanidischen Persien

bis ins europäische 17. Jahrhundert geredet habe. Vor allem aber habe ich versucht, methodologische Ideen über eine ideengeschichtliche Verflechtungsgeschichte zu entwickeln. Im Oktober habe ich darüber in Potsdam vorgetragen, im Juni an der FU in Berlin.

Und noch wiederum eine andere Thematik. Man sieht, dieses Jahr war zerfahren und fruchtbar zugleich. Kein Abtauchen in ein einziges großes Thema, sondern Tanzen auf vielen Hochzeiten, angeregt durch Gespräche am Mittagstisch, aber auch durch Quellenfunde, vor allem in Gotha, wo ich sonst arbeite. Dort gibt es einen großen unerschlossenen alchemischen Nachlass, und kurz vor meiner Ankunft in Berlin hatte ich ein Sommerseminar über diese Alchemie abgehalten. Das wirkte nach. Etliche Wochen habe ich damit verbracht, genauer zu verstehen, worum zwei Gothaer Alchemiker gestritten haben, wenn sie sich über ihre Herstellungsweise des „sophischen Mercurius“ nicht einig waren. Noch immer fühle ich mich hier als Anfänger, auf der anderen Seite habe ich den Eindruck, ein riesiges Gebiet betreten zu haben, auf das sich viele Forscher nicht trauen, weil es so unverständlich ist – zugleich aber wichtiger, als viele denken.

Der April bedeutete eine Zäsur in meinem Wiko-Aufenthalt. Wegen eines Krankenhausaufenthaltes war ich vier Wochen lang nicht in Berlin. Als ich wiederkam, hatte ich den Eindruck, einen Schritt verpasst zu haben, den die anderen inzwischen gemacht hatten, denn die Kommunikation und der Zusammenhalt unter den Fellows war nun noch ein ganzes Stück dichter als ohnehin schon zuvor. Es war nicht ganz einfach, den Faden wiederaufzunehmen und auch die dunklen Wolken über mir nicht zu dominant werden zu lassen. Erst nach einer Weile gelang mir das, und ich konnte die letzten Monate, die so schnell vergangen sind, genießen. So viele Fellows sind mir dabei ans Herz gewachsen (die Mitarbeiter wie Thorsten, Luca, Reinhart, Katharina, Eva, Lena oder Sonja aber nicht zu vergessen). Von Franco habe ich gelernt, wie sich Kreativität in die computer-gestützten Visualisierungen bringen lässt, und hoffe, noch oft mit ihm Umgang zu haben; mit Daniel war es immer spannend, über den Talmud zu reden und dabei spazieren zu gehen, oder auch nur Witze zu machen; Garth und Elizabeth möchte ich nicht mehr missen und werde sie schon bald besuchen; Hubertus und Ulrich beim Frühstück, viele Gespräche mit Avi, Bruce, Marianne, Alessandra, Shakti und anderen – all das war große Bereicherung. Und ich war und bin immer noch beeindruckt, wie sehr die ganze Welt an diesem einen Ort im Grunewald versammelt ist: wenn Kamal, den ich schnell ins Herz geschlossen hatte, über Jerusalem in den frühen 1960ern erzählte, Gabor vom Ungarn vor und nach der Wende, Andrii, der mich mit seiner Zuversicht so beeindruckt hat, von den

schwierigen Verhältnissen in der Ukraine, Lian von China und all seinen Poeten im Exil, Tony und Helen (die uns in Erfurt besucht haben) von Australien oder Indonesien.

Mein Workshop zusammen mit meinem alten Freund Peter Miller über die Frage „Was there an Antiquarianism in the Islamic World?“ war ein Höhepunkt gegen Ende meines Jahres, ein dichter Tag voller Anregungen, die erst noch fruchtbar zu machen sind. Ein anderes Zuckerli zum Schluss war der kleine, etwas verrückte Aufsatz für die *Zeitschrift für Ideengeschichte*, den zu schreiben ich mir gegönnt und in dem ich die Disziplin der „Politischen Bukolik“ erfunden habe. Jim hat mich dafür zoologisch beraten (über Korallen und Kokosnüsse), Daniel judaistisch und David Freedberg kunsthistorisch – und das alles, um die Sammlung und Ergüsse eines furchtbar schrägen Helmstedter Professors der Frühaufklärung zu verstehen.

Der Rhythmus dieses Jahres war durch das wochenendliche Pendeln nach Erfurt gesetzt. In diesem Rahmen spielte sich das Leben und Forschen ab. Was bleibt in Erinnerung? Ein langer Nachmittag mit dem Schriftsteller Georg Klein auf der Wiko-Terrasse, Gespräche mit den Kunsthistorikern Bredekamp, Belting und Böhm, angenehme Lehrstunden bei Werner Daum über antike Rollsiegel, für die ich mich so begeistere, Treffen in der Suhrkamp-Villa an der Rehwiese, die Berliner Museen, die ich mit zunehmendem Genuss besucht habe (und die ich in Erfurt vermisse), die singende Stimme Rebeccas beim Pilates, Bewegungen nach Grinberg, Erkundungsgänge durch Kreuzberg und Prenzlauer Berg. Mein Verhältnis zu Berlin hat sich gewandelt. Früher war ich der Stadt immer ambivalent gegenüber, sie schien mir zu groß, zu diffus. Das ist jetzt anders, sie ist mir heimischer geworden. Und ihr Zentrum liegt jetzt im Grunewald, in der Wallotstraße.